

Nr. 18 — Bydgoszcz / Bromberg, 23. Januar — 1938



(5. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Nun ist Helbing schon zweimal vierundzwanzig Stunden wieder in Berlin, und trotzdem ihn doch alles dazu drängt, die neuen, hoffnungsvollen Möglichkeiten vor dem Freund erstehen zu lassen, hat er es noch nicht fertiggebracht, davon zu sprechen. Die Abgeklärtheit Bernds will ihm keinen Anknüpfungspunkt bieten, ohne den er nicht zu beginnen weiß. Und Blandine gegenüber befällt ihn regelmäßig ein rasendes — und wie er es bei sich im stillen nennt: feiges — Herzklopfen, sobald er wirklich den inneren Anlauf zu einer Eröffnung nimmt.

Dagegen hat sie ihm etwas zu „gestehen":

„Ich habe mich einer ganz großen Eigenmächtigkeit schuldig gemacht", sagt sie gleich beim ersten abendlichen Zusammensein, nachdem er von Dresden erzählt hat, „indem ich dem Wunsch, ein wenig auf der Havel zu segeln, der mich gerade während Ihrer Abwesenheit stark überkam, ziemlich rasch und kampflos nachgegeben habe. Ohne viel zu fragen, ließ ich mir von Ihrer Haushälterin den Schlüssel zum Bootshaus geben . . . Hier haben Sie ihn zurück mit der Bitte um gnädige Nachsicht."

„Sie machen mir eine ganz große Freude, wenn Sie den Schlüssel behalten, Frau Doktor, damit Sie immer und ganz unabhängig von mir, über das Boot verfügen können, sobald Sie Zeit und Lust haben."

„Und Sie, der Eigentümer . . ."

„Ich lasse mir einen zweiten Schlüssel machen."

Blandine überlegt nicht lange, reicht Helbing mit unbefangener Herzlichkeit die Hand hin und sagt:

„Schön . . . ich nehme dankend an. Sie wissen ja gar nicht, wie wunderbar man — so dahinsegelnd — seine Gedanken sammeln, ordnen und arbeiten lassen kann. Gerade das aber habe ich zur Zeit besonders nötig. Ich soll nämlich in Form eines abhandlungsartigen Aufsatzes einen Beitrag zu den Blättern liefern, die die Anwaltskammer gemeinschaftlich mit dem Juristenverein alljährlich, gleichsam wie einen Almanach herausgibt. Man ist diesbezüglich in einer Weise an mich herangetreten, die eine Ablehnung meinerseits praktisch ausschließt."

„Um so mehr, als Sie ja leider recht ehrgeizig sind, Frau Doktor juris prudentiae."

„Wenn dem wirklich so wäre — was ich übrigens erst mal dahingestellt sein lassen möchte —, dann müßten Sie diese . . . hm, sagen wir . . . seelische Anlage meines Ichs, doch nicht so unbedingt mit „leider" kennzeichnen?!"

Blandines Unbefangenheit steigert Helbings Verwirrung, aus der heraus er nicht so rasch eine harmlose Erwiderung findet.

Der Blinde, der lächelnd zugehört hat, enthebt ihn einer Antwort, indem er sagt:

„Was mich anlangt, bekenne ich mich frank und frei zum Ehrgeiz; gestehe unbeschönigt meine freudige Genugtuung darüber ein, daß Diana als erste Frau in diesem sehr gewählten Kreise zu Wort kommen soll. Ebenso unumwunden muß ich sagen, daß Dankbarkeit ein unzulängliches Wort ist, um mein Empfinden dafür zu bezeichnen, daß die Tradition der Rainerkanzlei in dieser ehrenden Weise ihre Fortführung findet." Mit herzlichem Druck umspannt er die Hand der ihm gegenübersitzenden Frau. Tut es mit sicherm Griff, ohne erst tastend zu suchen.

Wie Flammenschein loht es dabei über Blandines Wangen.

Unerträglich ist das Gefühl, das sich bei dieser Gesprächswendung Helbings bemächtigt. Da er nicht aufspringen und davonlaufen kann, krault er Lord mit einer Heftigkeit, die ein erstauntes Knurren des Hundes zur Folge hat.

Inzwischen hat die Frau sich soweit gefaßt, um mit freundlicher Leichtigkeit versichern zu können:

„Da einmal du, lieber Bernd, mir sehr viel helfen wirst, und zum andern Mal Freund Helbing mir sein Segelboot zum Entspannen und Auslüften des Schädels so großzügig zur Verfügung stellt, werde ich schon etwas Richtiges zustande bringen, ohne mir dabei freilich allzuviel auf meine eigene Leistung einbilden zu dürfen."

Dann bewegt sich die Unterhaltung ohne sonderliche Schwere oder tiefere, persönliche Bedeutung um das Thema, das Blandine bearbeiten will: „Die Bedeutung und der praktische Wert mildernder Umstände im Strafverfahren."

Helbing, der dabei mehr die Rolle des Zuhörers spielt, verabschiedet sich bei der ersten passenden Gelegenheit.

Wenig Schlaf findet er in dieser Nacht. Als Spielball widerstreitender Empfindungen, in denen stürmische Hoffnung und müde Resignation in heftigem Wechsel sein Gemüt bald aufrichten, bald niederdrücken. Seine Gedanken finden keine Ruhe, wollen sich nicht glätten lassen . . .

Schließlich versucht er, sich krampfhaft einzureden:

Ich werde Bernd eben ganz einfach und ohne große aufregende Umstände auf Dozent Fechners Heilverfahren aufmerksam machen und alles Weitere ihm selbst überlassen. Dann packe ich eilends meine Siebensachen und schaue zu, so rasch als möglich zu Ohm Hendryk nach Amsterdam zurückzukommen. Lasse die Idee einer Berliner Schwestergesellschaft des Helstschen Handelsunternehmens eben fallen. Ich werde auch ohne Heimat leben können, da ich schon ohne Liebe leben muß."

Aus unruhigem Schlummer weckt ihn am nächsten Tag das schrille Läuten des Telephons.

„Helbing", meldet er sich kurz.

„Stimmt", tönt ihm Lorenz' sonore Stimme aus dem Draht entgegen. „Stimmt auffallend und so haargenau, wie Sie es selbst nicht ahnen."

„Wie, bitte?"

„Ich meine, daß Sie sich soeben zum erstenmal nach längerer Zeit zu Recht Helbing genannt haben."

„Ich verstehe noch immer nicht . . . übrigens, guten Morgen, Herr Lorenz!"

„Sie haben wieder recht. Ein guter Morgen, heute. ein sehr guter Morgen sogar. Genauer ausgedrückt, ein famoser Vormittag, denn es schlägt bereits 10 Uhr . . . und ein Wetter ist das heute, einfach fabelhaft!"

„Sie sind dementsprechend gut gelaunt, Herr Lorenz."

„Bin ich, jawohl. Und Sie werden es auch gleich sein, Herr Helbing, seit heute wieder deutscher Staatsbürger."

„Was?"

„Referendar Burkhardt brachte mir soeben die Urkunde, die solches bestätigt, ganz frisch aus dem Ministerium. Ich wollte gern der erste sein, der Ihnen diese Tatsache mit den dazu gehörigen Glückwünschen meldet."

„Ach . . ."

„Ja, und nun kann es losgehen, mein Bester."

Vergessen sind die Zweifel der Nacht, die den trotzigen Entschluß in ihm gezeitigt haben, der jetzt haltlos in sich zusammenfällt. Ein Hochgefühl ist in Helbing, als er entgegnet:

„Ich freue mich ja so . . ."

„Dazu haben Sie auch, weiß Gott, alle Ursache . . . Übrigens noch etwas anderes, lieber Helbing", setzt der Bankier launig fort, „meine Schwester hat geruht, ihren mehrwöchigen Aufenthalt in Wien zu beenden und sich ihrer Pflicht zu erinnern, die darin besteht, meinem Junggesellenhaushalt vorzustehen. Ich bin also endlich in der glücklichen Lage, Sie zu mir bitten zu können . . . Sonntag, auf einen Löffel Suppe. Wollen Sie mir die Freude machen?"

„Ich komme sehr gern, Herr Lorenz."

„Das ist lieb . . . Dann notieren Sie sich auch gleich: Dahlem, Cecilienstraße 9. Und daß Sie mir nicht zu spät kommen und auch beileibe nicht förmlich. So etwas können wir nämlich gar nicht ausstehen."

„Keine Angst, Herr Lorenz . . . Vielen Dank auch und eine Empfehlung der Frau Schwester . . ."

„Fräulein", stellt der andere richtig. „Meine gute Edith ist ein spätes Mädchen. Aber ein nettes."

„Demnach das dem Herrn Bruder entsprechende weibliche Gegenstück."

„Ein sehr liebenswürdiger Vergleich, Herr Helbing. Und auch ein angängiger, solange Sie uns Lorenzens nicht gerade in die Vitrine stellen wollen."

„Habe ganz andere Absichten mit Ihnen", entgegnet Helbing, von der scherzhaften Art des Bankiers angesteckt.

„Na, dann wäre ja wieder mal alles in Butter, und ich kann hiermit die Strippe für die andern Gratulanten freigeben, denn inzwischen hat Burkhardt die große Neuigkeit sicherlich schon weiterberichtet . . . Auf Wiedersehen also am Sonntag . . ."

„Auf Wiedersehen!"

Wenig später ruft tatsächlich Bernd an. Er telephoniert sonst im allgemeinen zwar nicht, wollte aber mit seinem Glückwunsch nicht bis zu Helbings Besuch warten.

Und Blandine kommt sogar persönlich. Macht ihm eine Stippvisite auf ihrem Heimweg vom Gericht.

„Hoffentlich geht es Ihnen auch weiter immer nach Wunsch", sagt sie herzlich, „ich meine nicht nur das Geschäftliche, sondern ebensosehr alles Persönliche, das Sie vom Leben erwarten."

Helbing, der seinem Gast ein Glas Cherry anbieten will, verschüttet den Wein. Die Verwirrung, in die Blandinens plötzliches Erscheinen ihn versetzt hat, steigt. Voller Erregung hängen seine Augen an ihrem schönen Gesicht, darüber ein leichter Hauch von Schwermut das Rührende dieser Schönheit unterstreicht. Um Worte verlegen, zerrt er mit fahrigen Fingern an den Fransen der Tischdecke. Klirrend fällt ein Glas um und zerbricht.

„Scherben sollen ja Glück bedeuten", lächelt Blandine. „Lassen Sie es uns jedenfalls für Sie glauben und heute abend bei uns noch einmal darauf anstoßen. Ich muß jetzt nämlich gehen . . . nein, eigentlich schon laufen. In der Kanzlei wartet bereits ein etwas schwieriger Mandant auf mich . . ."

Längst ist sie fort . . .

Aber Helbing starrt noch immer auf den Armsessel, darauf ihre schlanke Gestalt geruht hat. Auf der dunkelrot gepolsterten Rückenlehne leuchtet, einem Goldfaden gleich, ein blondes Haar . . .

*

„Bravo", äußert Lorenz seine Anerkennung über den eleganten Schwung, mit dem Helbing vor der Dahlemer Villa des Bankiers vorfährt.

Er steht im Vorgarten bei seinen geliebten Remontanrosen, begrüßt seinen Sonntagsgast mit lauter Herzlichkeit und führt ihn unter allerhand Scherzen in die sonnendurchflutete Diele, die — fern aller steifen Pracht — mit ihren hellen Korbmöbeln sofort gemütlich anmutet.

„Da bring ich dir also den Helbing, Edithchen", ruft er einer Dame in silbergrauem Seidenkleid zu, die rosa Tulpen und weiße Nelken in einer ovalen Kristallschale ordnet.

„Schön willkommen", sagt eine dunkle Altstimme, die wie Celloton im Raum schwingt.

Der Ankömmling beugt sich über die ihm entgegengestreckte weiße, wohlgepflegte Hand, an deren Ringfinger eine altrömisch geschnittene Gemme blutrot leuchtet. Aufblickend sieht er in ein Gesicht, das sehr fein gezeichnet ist und ein wenig streng mit seiner hohen Stirn unter den braunen Haarwellen wirkt. Kluge, graue Augen begegnen den seinen mit verbindlicher Freundlichkeit. Und vorbildlich lächeln auch die schmalen Lippen, die, etwas in die Länge gezogen, ohne Betonung einer Kurve sind. Ein interessantes, ausdrucksvolles Gesicht ist es; der Spiegel einer reifen Persönlichkeit, welche die Errungenschaften moderner Kosmetik wohl zur Pflege, nicht aber zur künstlich-krampfhaften Verjüngung verwendet.

Übrigens kann sie kaum vierzig sein, denkt Helbing, während er mechanisch Konversation mit der Dame des Hauses macht, die ihn unmittelbar stark beeindruckt.

Man ist zu dritt in den Salon gegangen und hat in einer Plauderecke Platz genommen.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick", sagt Edith nach einer Weile, „ich habe mir nämlich aus Wien einen Logiergast mitgebracht, nach dem ich nun sehen will, da er sich heute noch nicht blicken ließ."

„Warum mit einemmal so stumm?" läßt Lorenz sich vernehmen, da Helbing nach Ediths Fortgang nachdenklich an seiner Zigarette zieht.

„Ich bin nur so überrascht . . . hatte mir nach Ihren Reden das Fräulein Schwester ganz anders vorgestellt."

„Haben wohl geglaubt, daß ledige Schwestern, die unverheirateten Brüdern die Wirtschaft führen, unbedingt noch älter sein müssen als diese?!"

„So ungefähr"

„Na, sehen Sie, der Mensch kann doch auch jüngere Schwestern haben, nicht wahr? Edith ist übrigens meine Stiefschwester — ich vergesse diese dumme Vorsilbe nur meistens — aus Vaters zweiter Ehe, und ganze zweiundzwanzig Jahre jünger als ich."

„Das dachte ich mir schon . . . nämlich diesen Altersunterschied, und verstehe daher Ihre Bezeichnung „alte Jungfer" immer weniger, Herr Lorenz."

„Erstens habe ich „spätes Mädchen" gesagt, Herr Helbing. Bitte, das ist ein sehr feiner Unterschied; denn altjüngferlich ist meine Edith gewiß nicht. Wohl aber ein spätes Mädchen mit ihren 38 auf dem Buckel. Und das bleibt sie auch, weil sie ja doch nicht heiraten wird."

„Warum denn . . .? Das heißt, entschuldigen Sie, bitte diese spontane Frage . . . ich will natürlich nicht indiskret sein . . ."

„Sind Sie auch gar nicht. Ebensowenig wie ich, wenn ich Ihnen darauf antworte, daß meine Schwester schon einmal verlobt war. Als blutjunges Ding; mit ihrer ersten heißen Liebe. Der Mann, aktiver österreichischer Offizier, die verkörperte Lebenslust, ist an der Ostfront gefallen ..."

„Deshalb", sagt Helbing, dessen Teilnahme ganz wach ist.

„Jedes Jahr besucht sie nun seine Leute in Wien. Zuerst waren es die Eltern, und seit deren Tod sind es die Familien der Schwäger. Diesmal hat sie sich eine weitläufige Verwandte von dort mitgebracht. Ein auffallend schönes Mädchen, das wohl schon früher mal in Berlin gelebt hat und es nun mit der großen Sehnsucht nach Spreeathen kriegte, allwo sie jetzt eine unerhörte Toilettenpracht entfaltet. Ansonsten bin ich noch nicht recht klug aus ihr geworden . . . Da sind übrigens die Damen."

(Fortsetzung folgt.)

Abschied von Ludwig.

Erzählung von **Gerda Graarud.**

„Bitte, nur dreißig Kilometer, Viktoria", sagte Devenar und beugte sich nach vorn, „sieh, Kind, es ist so schön, gemächlich auf Hochluythen zuzufahren . . ."

Viktoria stoppte ab. Unter gelblichen Wolken lag die Fahrstraße im abendlichen Schräglicht. Schon krochen in den Gründen die Nebel, der Nadelduft kam herb vom Hochland herunter, und die Tannen standen mit umschatteten Häuptern in der Jahresdämmerung.

Devenar lehnte sich zurück und sah gedankenvoll vor sich hin. „Damals fuhr ich diesen Weg in der Galakutsche mit den vier Laternen, das Licht glitt unsicher die Stämme entlang, und auf dem Nadelboden war der Hufschlag kaum zu hören . . . Was ich dir sagen wollte, Viktoria, dieser neue Volontär, Luythen heißt er, sagst du —? Er arbeitet auf der Ladebühne mit der Miene eines Großfürsten. Hast du ihn einmal Kollis abladen sehen? Ich lasse dir ja freie Hand, aber diese Sache halte ich wirklich für etwas ungeschickt . . ." — „Georg hat den blauen Eilwagen eingefahren, bedenke einmal das schwierige Auffahrtsgelände hinter Schloß Hochluythen . . . in der Spedition muß man ihm ein wenig Zeit zum Einarbeiten lassen . . ." „Georg nennst du ihn? Georg? Dieser junge Mann scheint seinen Weg zu machen! . . . Bitte, Kind, die Kurve vorsichtig!"

Als sie zur Auffahrt des Schlosses einbogen, schlug es vom Turm fünf. „Wirklich", schaute der Pförtner und ehemalige Kammerdiener Rasmus durch sein Fenster, „der Herr Spediteur Devenar und das Fräulein Enkelin . . . Sie sind die einzigen Besucher heute . . ." Er griff nach seiner Mütze und den Schlüsseln.

Sie schritten durch das Tor, die breiten Treppen hinauf, an den Geweihen vorüber, den Medaillons und Porträts derer auf Hochluythen. Hinter Brokat und Seidentapete rieselte es sacht wie von eingeschlossenem Wind . . . das Fayencezimmer . . .

„War das nicht Johannisabend 84, daß Seine Hoheit Sie hier im Erker zum Hofspediteur ernannte?" fragte Rasmus. Devenar nickte. „Er sagte zu mir: „Um Himmels willen, Devenar, gehen Sie nicht auf den Zehenspitzen, das wäre mühsam, zudem ist uns beiden der Frack weidlich eng, ich weiß, und . . . diese neuen Stiefel . . ." Plötzlich wurde die Tür nachdrücklich geöffnet, die Herzoginmutter Helmine stand auf der Schwelle und sah streng zu mir herüber. „Morgen ist Oper, Devenar, bitte die Wagen wie immer pünktlich um sechs." Die Audienz war beendet . . . sag mal, Viktoria, wartest du auf jemand?" — „Georg lädt in Luythen oben Kulissen vom Kurtheater, hinter dem Kemm wird er für den vollen Wagen scharfes Gefälle haben . . . er müßte bald hier sein . . ." Devenar wandte sich wieder seinem alten Gefährten zu. „Und die Uhr, Rasmus, ist sie nicht mehr hier . . .?" — „Drüben im Festsaal . . . kommen Sie, bitte . . ."

Im ausstrahlenden Licht warfen die zwölf riesigen Spiegel mit den goldenen Putten alsbald das Bild des festlichen Raumes hundertfach hin und her. „Sie tanzten die Spiegel entlang auf die Terrasse hinaus, um die Palmer herum. Herzog Ernst walzte mit verzogenem Gesicht in seinen engen Stiefeln vorüber, die junge Herzogin am Arm, dann die Herzoginmutter mit der bezaubernden Anmut ihrer Vorfahrin Marie Antoinette . . . und mitten im großen Finale entfiel ihr der Fächer . . . und sie wurde totenblaß . . . „Ludwig . . . Ludwigs Uhr ist stehengeblieben . . ." — „Ich werde den Abend nie vergessen", sagte Rasmus, „die Musik verstummte, und die Tanzenden hielten verwirrt inne. „Wie, die Uhr, die Seine Majestät von Bayern seiner guten Kameradin verehrt hat? Wir dächten doch, sie bliebe nie stehen? Hat Ludwig das nicht selbst wissen lassen? Ah, wo ist überhaupt Seine Majestät? Ist er in Neuschwanstein oder am See oder in Versailles? Bewundert er etwa Trianon?" So standen sie und flüsterten und wiegten bedenklich den Kopf, und indes kniete die Herzoginmutter auf das Parkett und hob ihren Fächer auf, ehe jemand hinzuspringen konnte . . . „Ich bitte dich, Mama", sagte Seine Hoheit, „ich bitte dich . . . die Pendule hat Launen wie Seine Majestät in München, Ludwig quält heute sein Ministerium mit seinen unsinnigen Bauplänen und wirft ihm morgen den mit Mühe und Not genehmigten Etat vor die Füße . . . Seine Majestät ist so unverläßlich wie seine Uhren." Seine Mutter antwortete ihm nicht und starrte auf die Uhr auf dem Kamin, es war Mitternacht vorbei. Da drehte sich Seine Hoheit verwirrt auf dem Absatz herum und klatschte in die Hände. „Meine Damen und Herren, bitte zur Polonaise." Die Herzoginmutter winkte ihren Damen ab, sie nahm die Uhr vom Kamin herunter und gab mir die Weisung, sie zu begleiten. In ihrem Zimmer setzte sie die Uhr vor dem Spiegel nieder und nahm sich das Diadem aus dem Haar, und nun erst schien sie mich wieder zu bemerken. „Sie sind noch da, Rasmus, viel zu jung für den späten Dienst . . ." Sie schwieg eine Weile und strich mit einer müden Geste über das gläserne Uhrgehäuse. „Wissen Sie, Rasmus, was geschehen ist?" Ich wußte keine Antwort. „Das Herz Seiner Majestät . . . irgendetwas hat es gelähmt . . . gehen Sie schlafen, Rasmus, und schicken Sie mir Melanie herauf!"

Das war der letzte Abend, da sie die Staatsrobe und den Schmuck trug, sie schien auszulöschen . . . im zweiten Jahr darauf ertrank König Ludwig im Starnberger See . . . sie schien auf die Nachricht gewartet zu haben, seitdem war sie nur noch eine greisenhafte, stille, schweigsame Frau. Sie wissen ja, Devenar . . . Ein einziges Mal noch hat sie gelächelt, das war, als ihr Urenkel, Prinz Georg, geboren wurde. Als sie das Kind sah, sagte sie „Ludwigs Augen", dann lebte sie noch eine Woche . . . Sie und die anderen haben den Niedergang nicht mehr erleben müssen, auch unser Prinz wurde in der Fremde groß . . . ich habe den Sprung nicht mehr gewagt . . . Wollen wir nun ins Gobelinzimmer hinüber?"

Viktoria blieb im Dunkeln zurück und öffnete das Fenster. Unten fuhr der große Lastwagen, überladen mit Kulissen, in den Hof. „Viktoria", rief Georg herauf, „bleib' im Festsaal, ich hole dich!" Sie horchte, wie sich die Türen öffneten und schlossen, wie seine Schritte hallend und stark über das Parkett näherkamen. „Du bist im Dunkeln . . .?" — Still . . . sie sind drüben im Gobelinzimmer . . . Georg, der Raum macht mir Angst, alles erinnert mich daran, wie weit dein Weg von dem meinen verschieden war. Du arbeitest neben mir, ja, aber kann man den Geist dieser Räume je von sich abstreifen?" Er beugte sich zu ihr hinunter und fühlte ihr weiches Haar an seinem Kinn. „Du", flüsterte sie weiter, „die Uhr ist es . . ." — „Die Uhr", lachte er leise, „die meine stolze Urgroßmutter jede Nacht heimlich aufzog, um den König nicht bloßzustellen, bis sie es jenen einzigen Abend vergaß . . . ach, das hat sie nie verwunden, Ludwig vergessen zu haben . . . in ihrer letzten Botschaft an mich lag versiegelt Ludwigs winziger Uhrenschlüssel . . . und jetzt . . ." Er griff in die Tasche.

Viktoria ging von ihm fort durch den dunklen Raum und legte die Hände auf das Uhrgehäuse. „Wie war das . . .?" kam ihre Stimme vom Kamin her, „sie zählte die Uhrenschläge und sah ihr Haar ergrauen; jede Nacht, wenn sie den Schlüssel drehte, gewannen die Schläge neues Leben, mit ihnen aber das Herz des Fernen, Rastlosen, Irrenden, Ludwigs Herz . . . durch ihn ward ihr Leben heilig und hoffnungslos zugleich, heilig durch ihren Glauben an das Königswunder, hoffnungslos, da der König schon der Nacht entgegenirrte . . . aber über den Tod im See hütete sie Glauben und Geheimnis. Dir legte sie beides in die Hände, denn in dir fand sie Ludwig wieder . . . darum aber, daß du lebst, muß das Wunder für immer schlafen . . . hörst du, Georg?"

Sie hielt inne und lauschte. Er öffnete das Fenster. Draußen schlug etwas auf das Wasser, und alles war wieder still. Da kam sie auf ihn zu und legte ihren Kopf in seine Hände. „Ich habe dich gesucht, Viktoria", hörte sie Devenars Stimme von der Tür, und der Raum wurde wieder hell. Der Kammerdiener Rasmus, der außergewöhnlichen Begegnung sogleich überlegen, trat nach altem Hausgesetz drei Schritte vor: „Ich darf bitten . . . der Herr ehemalige Hofspediteur Friedrich Devenar . . . Seine Hoheit, Prinz Georg, Herr auf Hochluythen . . ."

Mein Hut, dachte der alte Mann erschreckt und sah hilflos zu Georg hinüber, aber — ich habe ihn in der Hand. Er blickte die Spiegel entlang. Sie haben doch hier getanzt, und ich habe jenseits der Türen gestanden und war glücklich beim Zuschauen. Wie geht es nun zu, daß ich hier an ihrer Stelle stehe und keine Erklärung weiß? Da bemerkte er, daß der Prinz ihm die Hand entgegenstreckte und legte zögernd die seine hinein. „Ich darf Sie um Verzeihung bitten", sagte Georg, „würden Sie mich morgen

vorm[illegible] [illegible]nach, sobald ich die Güter abgerechnet habe?" Devenar nickte schweigend, von Bitterkeit und Abwehr befallen. Ihn fror, er fühlte, wie einsam er im Raum stand, unfähig, seine Treue von den toten und vergangenen Dingen abzulösen. Plötzlich fuhr er, beschämt über seine Schweigsamkeit, auf: „Mein Stock . . . wo ist mein Stock, Viktoria?" — „Du hattest keinen mitgenommen, Großvater, wollen wir nicht zusammen gehen?" Er schob sie zur Seite. „Gehen wir!"

Der Raum blieb lautlos mit weitgeöffneten Türen zurück . . . schattenhaft tauchten zur Seite wieder die Porträts auf. Vor dem letzten Bild berührte Devenar den Gefährten am Arm. „Ich sähe es gern, Rasmus, wenn Sie den Leuchter dort einmal anzündeten . . ." — „Geben Sie ihn mir herüber, Rasmus", sagte Georg, „ich werde ihn halten . . ."

Ludwigs Antlitz! Noch beschattete die Nacht nicht Augen und Stirn, noch war der leidenschaftliche Mund bereit, den Seinen das verlorene Paradies wiederzuverheißen . . . noch stand dieses junge königliche Antlitz jenseits allen Todes . . .

Devenar stützte sich auf die Vitrine und sprach dem Bild zu: „Ich weiß, ihr geht leise und wollt mich nicht wecken, so wie die alternde Frau sich selbst betrog, da Ludwigs Zeit erfüllt war. Ihr schweigt, wenn ich ihn den Geliebtesten und Einsamsten nenne . . . und doch, glaubt, wenn es eine Herrlichkeit der Könige gab, in ihm hat Gott sie noch einmal offenbart, denn Ludwig rettete seinem Volk das Unsterbliche: eine Idee und ein Werk!"

Der Prinz senkte den Leuchter. Das Licht der Kerzen stand hell auf seiner Stirn. „Über Herkunft, Rang und Gesetz des Königs hinweg haben wir den Weg zurückfinden müssen zur Sehnsucht unseres Volkes. Viktoria und ich — ein jeder von uns stand allein, diesseits und jenseits der Türen . . . aber Schicksal und Kriege, die uns beide verwaisen ließen, rissen die Türen ein. Wer soll Erfüller der Sehnsucht sein, wenn nicht wir und die andern, die den Weg zurück mit uns gehen? Ist nicht Ludwig, der das Genie schützte, unserer Sehnsucht teilhaftig? Ja, darum wird der König unsterblich sein, solange das Volk, das ihn liebte, unsterblich ist . . ."

Devenar richtete sich auf und wandte sich zu Georg und Viktoria um. „Es wäre gut", sagte er, aber die Stimme gehorchte ihm kaum, wenn ihr beide mir den Arm reichtet . . . ich . . ."

Jenseits der Wände schien ein Klang aufzuwachen, verwundert schwebte er aufwärts, tastete sich immer heller durch die Schatten her und erfüllte klingelnd die Räume, die Kerzen wehten zur Seite . . .

„Es ist die Uhr Seiner Majestät König Ludwigs von Bayern . . .", sagte der Kammerdiener Rasmus, „sie schlägt die erste Morgenstunde . . ."

Indes das Wunder sich vollendete, glitt der Kerzenschein vom Bild Ludwigs fort und erlosch.



Columbus ein Tessiner?

Ein Tessiner Historiker, Eligio Pometta, hat entdeckt, daß Christoph Columbus ein Landsmann von ihm ist. Wenigstens hat er eine ganze Reihe von Gründen dafür anzuführen. In gewissen spanischen und korsischen Dokumenten, meint Pometta, wird gesagt, daß der Seefahrer, welcher Christophirus genannt wird, aus Terra Rubia stammte, und ein spanischer Historiker jener Zeit schrieb: „Der besagte Admiral Christoph Columbus wunderbaren und ehrenvollen Angedenkens stammte aus der Provinz Mailand." Nun machte Terra Rubia einen Teil des Herzogtums Mailand aus, sowie die anderen Länder, welche heute den Kanton Tessin bilden. Danach wäre also Columbus, obwohl seine Heimat Genua gewesen sein mag, dem Ursprung nach ein Tessiner.

*

Der kleine Mann mit dem grünen Hut!

Vor einigen Tagen landete der französische Schnelldampfer „Beringaria" am Pier von Newyork. Ein Heer von Photographen und Reportern wartete dort. Man war auf eine Sensation vorbereitet. Mit dem Dampfer sollte nämlich eine berüchtigte Diamantenschmugglerin ankommen, die sich den Behörden freiwillig zur Verfügung stellen wollte. In der ganzen USA-Presse sprach man von dem „Fall" Joan Budge. Die Photographen stürmten an Deck. Jeder wollte der erste sein, der das Bild der Frau aufnahm, die aus Frankreich herüberkam, um sich den Richtern zu stellen. Aber die Reporter hatten nicht mit der Abneigung der Frau Budge gegen photographische Aufnahmen gerechnet. Kaum wurde die Frau der Pressephotographen gewahr, als sie ihren Mantel vor das Gesicht hielt und ängstlich bestrebt war, möglichst unauffällig das Schiff zu verlassen. Aber das war leichter gesagt als getan. Ununterbrochen flammten die Blitzlichter auf. Das Heer der Pressephotographen folgte der geplagten Frau bis aufs Backbord-Promenadendeck, wo man sie, wie ein gehetztes Wild, endlich in einer Ecke stellte, aus der sie nicht mehr entweichen konnte. Aber nun tauchte ein Mann mit dem grünen Hut auf. Er war nur klein, aber ungeheuer flink. Er sprang auf einen der Photographen zu und schlug ihm die Faust ins Gesicht, trat mit den Füßen um sich wie ein Maulesel und gebärdete sich wie toll. Jeder, der von seinen Fußtritten etwas abbekam, ließ sich das nicht so ohne weiteres gefallen, und so kam die schönste Keilerei zustande. Die Sache artete so aus, daß sich die ältesten Seeleute nicht erinnern konnten, jemals eine solche Prügelei erlebt zu haben. Der kleine Mann in dem grünen Hut war der Bruder der Frau Budge. Er hatte schon am Pier die Pressephotographen gewarnt, seine Schwester zu photographieren. Da sie es trotzdem taten, kannte seine Wut keine Grenzen.

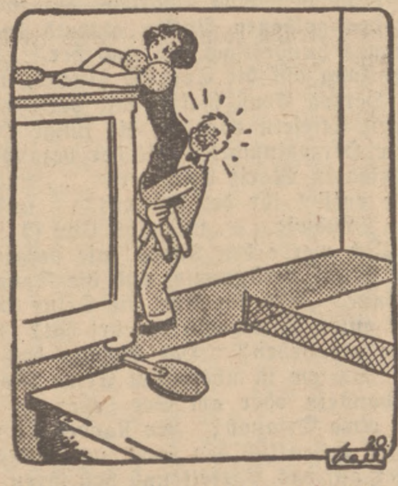


Der schwere Lorbeer.

Prinz Eugen der edle Ritter wurde gerade heftig vom Zipperlein geplagt, als er eines Tages dem Kaiser seine Aufwartung machen wollte. Er kam daher nur langsam vorwärts. Und mühsam stapfte er die Treppe empor, zu dem Kaiser hinauf, der ihn oben erwartete. „Ich bitte um Verzeihung, Majestät", sagte der Feldherr, „daß ich mich verspätet habe." — Aber der Kaiser schüttelte seinem Getreuen freundlich die Hand: „Wer mit soviel Lorbeeren beladen ist wie Sie, der kann halt nicht schneller gehen . . ."

*

Tischtennis.



„Jetzt ist's schon das dritte Mal, daß Sie den Ball auf den Schrank hinaufwerfen, Herr Lange!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.